

## Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

„Ja,“ sagte Jurgis, „ich werde ein Glas Bier trinken.“  
— „All right,“ versetzte der andere, „ich werde ihn wechseln.“  
Er steckte den Schein in die Tasche, schenkte Jurgis ein Glas Bier ein und stellte es auf den Schenktisch. Dann trat er an seine Kasse heran und zog ein Schubfach auf. Schließlich drehte er sich zu Jurgis herum und begann das Geld aufzuzählen: zwei silberne Zehncentstücke, ein Vierteldollar und fünfzig Cent. „Da!“ sagte er.

Einen Augenblick wartete Jurgis, weil er dachte, er werde sich nochmals umdrehen. „Meine neunundneunzig Dollar,“ sagte er. — „Was für neunundneunzig Dollar?“ fragte der Aufwärter. — „Mein Geld!“ rief er aus. „Der Rest von meinen hundert Dollar!“ — „Das ist gut,“ sagte der Aufwärter. „Sie sind wohl nicht bei Trost!“

Jurgis starrte ihn mit wirren Augen an. Einen Augenblick packte ihn ein Grauen, — und dann kam die Wut, in wilder, reißender Flut, — er brüllte laut auf, ergriff das Glas und schleuderte es dem anderen an den Kopf. Der Mann duckte sich, und das Geschloß verfehlte ihn um einen halben Zoll, er richtete sich wieder auf, und als Jurgis über den Schenktisch sprang, versetzte er ihm einen dröhnenden Schlag ins Gesicht, so daß er rücklings zu Boden stürzte. Dann, als Jurgis wieder auf die Füße kam und um den Schenktisch herumlief, schrie er aus vollem Halse: „Zu Hülf! Zu Hülf!“

Jurgis riß eine Flasche an sich, und als der Aufwärter einen Satz machte, schleuderte er sie mit aller Kraft nach ihm. Sie streifte seinen Kopf und zerschellte am Türpfosten. Da sprang Jurgis zurück und stürzte sich mitten im Zimmer auf seinen Feind. Diesmal kam er in seiner wilden Wut ohne Flasche, und darauf hatte der Mann nur gewartet, er kam ihm auf halbem Wege entgegen und streckte ihn mit einem wahren Schmiedehammerfaustschlag mitten zwischen die Augen zu Boden. Einen Moment darauf flogen die Schwingtüren auf, und zwei Männer stürmten herein.

„Achtung!“ schrie der Aufwärter. „Er hat ein Messer!“  
Dann stürzte er sich abermals auf Jurgis und streckte ihn wieder zu Boden, dann warfen sich alle drei auf ihn und wälzten sich, mit Füßen um sich stoßend, im Lokal herum. Eine Sekunde darauf raste ein Polizist herein, und der Aufwärter brüllte wieder: „Gebt acht auf sein Messer!“ Jurgis war schon wieder auf den Knien, als der Polizist auf ihn zu sprang und ihn mit seinem Knüttel quer übers Gesicht schlug. Obwohl der Schlag ihn halb betäubte, schäumte das wilde Tier in ihm doch noch einmal auf, und er kam auf die Füße und schlug um sich. Da ging der Knüttel abermals nieder, mitten auf seinen Schädel, und er sank wie ein Klotz zu Boden.

Der Polizist kauerte neben ihm, den Knüttel in der Hand. Währenddessen stand der Aufwärter auf und hielt sich den Kopf. „Herr Jesus!“ sagte er, „ich dachte, es wäre aus mit mir! Hat er mich gestochen?“ — „Ich seh' nichts, Zale,“ sagte der Polizist. „Was ist denn mit ihm?“ — „Einfach wie toll betrunken,“ sagte der andere, „ne lahme Fliege, noch dazu! Aber er hätte mich um ein Haar unter den Tisch gekriegt.“

Jurgis rührte sich nicht, und der Aufwärter ging hinter den Schenktisch, brachte erst den Hundertscheine in einem sicheren Versteck unter und kam dann mit einem Glas Wasser zurück, das er über Jurgis ausschüttete. Dann, als der letztere leise zu wimmern begann, zerrte der Polizist ihn hoch und schleppte ihn hinaus. Die Polizeiwache lag gleich hinter der Ecke, und nach wenigen Minuten befand sich Jurgis wieder in einer Zelle. Er verbrachte die halbe Nacht in besinnungslosem Zustand und den Rest stöhnend vor Qual unter rasenden Kopfschmerzen und verzehrendem Durst.

Am Morgen bekam Jurgis ein Glas Wasser und ein Stück Brot, dann packte man ihn in einen Polizeiwagen und brachte ihn nach dem nächstgelegenen Polizeigericht. Dort wurde er mit einer Schar von Leuten zusammengepackt, bis er an die Reihe kam. Der Aufwärter — der sich als be-

kannter Faustkämpfer enthüllte, wurde aufgerufen. Er leistete den Eid und erzählte seine Geschichte.

Dann wurde der Gefangene vereidigt — ein jammervolles Subjekt, hohläugig und unrafiert, einen Arm in schmutzstarrende Binden gewickelt, mit Blut auf dem Kopfe und der Wange und einem fast gänzlich zugegeschwollenen blauen Auge. „Was haben Sie zu Ihrer Verteidigung zu sagen?“ fragte der Beamte.

„Euer Gnaden,“ sagte Jurgis, „ich ging in das Lokal hinein und fragte den Mann, ob er mir einen Hundertscheine wechseln wollte, und er sagte, er wollte es tun, wenn ich etwas zu Trinken kaufte. Ich gab ihm den Schein, und da wollte er mir nicht rausgeben.“ Der Beamte blinnte ihn verblüfft an. „Sie gaben ihm einen Hundertscheine?“ rief er aus. — „Ja, Euer Gnaden,“ sagte Jurgis. — „Wo hatten Sie ihn her?“ — „Ein Herr hat ihn mir gegeben.“ — „Ein Herr? Was für ein Herr? Und wozu?“ — „Ein junger Mann, dem ich auf der Straße begegnete. Ich hatte gebettelt.“

Ein leises Nichern lief durch den Saal; der Polizist, der Jurgis festhielt, hob die Hand empor, um ein Lächeln zu verbergen, und der Beamte lächelte, ohne es zu verbergen. „Es ist wahr, Euer Gnaden!“ rief Jurgis leidenschaftlich. — „Sie hatten gestern Abend nicht nur gebettelt, sondern auch getrunken, nicht wahr?“ fragte der Beamte. — „Nein, Euer Gnaden,“ versicherte Jurgis. — „Sie hatten nichts getrunken?“

„Doch, Euer Gnaden, ich hatte —“ — „Was war es denn?“ — „Ich hatte eine Flasche bekommen — ich weiß nicht recht, was es war, — aber es brannte —“

Jetzt entstand lautes Gelächter im Saal, das plötzlich verstummte, als der Beamte sich stirnrunzelnd umschah. „Sind Sie schon jemals verhaftet worden?“ fragte er. — Jurgis erschrak; darauf war er nicht vorbereitet. „Ich — ich“ — stammelte er. — „Sagen Sie die Wahrheit!“ mahnte der Beamte streng.

„Ja, Euer Gnaden.“ — „Wie oft?“ — „Nur einmal.“  
„Weshwegen?“ — „Weil ich meinen Meister geschlagen hatte, Euer Gnaden. Ich arbeitete in den Schlachthöfen, und —“ — „Ich verstehe,“ sagten Seine Gnaden. „Nun, das genügt wohl. Sie sollten das Trinken lassen, wenn Sie sich nicht beherrschen können. Zehn Tage und Kosten, Nächster Fall!“

Jurgis stieß einen Schreckensschrei aus, der jedoch kurz abbrach, als der Polizist ihn am Kragen packte. Er wurde beiseite gezerrt, in ein Zimmer mit verurteilten Gefangenen, und da saß er und weinte wie ein Kind in seiner ohnmächtigen Wut. Es kam ihm ungeheuerlich vor, daß sein Wort den Polizisten und Richtern im Vergleich mit dem des Aufwärters so gar nichts galt; der arme Jurgis konnte nicht wissen, daß der Schankwirt dem Polizisten nur für sonntägliche Privilegien und allgemeine kleine Gunstbezeugungen jede Woche fünf Dollar zahlte, — noch daß der Aufwärter nicht nur Boxer, sondern einer der geschicktesten Knappen des demokratischen Distriktsführers war.

Jurgis wurde zum zweitenmal nach dem Bridewell-Gefängnis gefahren. Bei der Schlägerei hatte er sich den Arm wieder verletzt, so daß er vom Arzt wieder in Behandlung genommen werden mußte. Auch sein Kopf und sein Auge mußten verbunden werden, und so bot er keinen hübschen Anblick, als er am zweiten Tage auf den Hof hinausging, um sich Bewegung zu machen, und dort — Jaak Duane begegnete.

Der junge Mensch war so erfreut, Jurgis wiederzusehen, daß er ihn fast unarmt hätte. „Herr Gott, wenn das nicht ‚der Stinker‘ ist!“ rief er aus. „Was gibt's denn? Sind Sie in die Wurstmaschine hineingeraten?“ — „Nein,“ sagte Jurgis, „aber ich habe einen Eisenbahnunfall und einen Faustkampf erlebt.“ Und dann erzählte er seine wilde Geschichte, die einen ganzen Kreis von Zuhörern herbeilockte; die meisten von ihnen glaubten ihm nicht, aber Duane wußte, daß Jurgis gar nicht imstande gewesen wäre, sich eine solche Geschichte auszukleiden.

„Neh, mein Alter,“ sagte er, als sie allein waren, „aber vielleicht ist es für Sie eine ganz gute Lektion.“ — „Ich habe überhaupt allerlei gelernt, seit ich Sie zum letztenmal sah.“

sagte Jurgis betrübt. Dann erzählte er ihm, wie er den letzten Sommer verbracht hatte, als Landstreicher unter anderen Bagabunden. „Und Sie?“ fragte er schließlich. „Sind Sie seitdem immer hier gewesen?“

„O Gott, nein!“ erwiderte der andere. „Ich bin erst seit vorgestern hier. Es ist schon das zweite Mal, daß sie mich auf eine erschwundene Anklage hin einsperren, — ich habe Pech gehabt und kann nicht zahlen, was sie verlangen. Warum gehen Sie nicht mit mir zusammen aus Chicago fort, Jurgis?“ — „Ich weiß ja nicht wohin,“ sagte Jurgis traurig. — „Das weiß ich auch nicht,“ versetzte der andere lachend. „Aber das wird sich schon finden, wenn wir erst wieder raus sind.“

Jurgis traf im Bridewell nur ganz vereinzelt Leute, die schon das letzte Mal dagewesen waren, aber er lernte viele andere, alte und junge kennen, die genau zu derselben Art gehörten. Es war wie Wellen am Meeresstrande; es war wie neues Wasser, aber die Welle sah genau ebenso aus. Als er zum erstenmal da war, hatte Jurgis eigentlich an nichts anderes als an seine Familie gedacht; aber jetzt hatte er Muße und konnte diesen Männern zuhören und sich immer wieder klar machen, daß er zu ihnen gehörte.

Und so kam es, daß er sich, als man ihn ohne einen Heller in der Tasche aus dem Gefängnis entließ, geradeswegs zu Jack Duane begab. Jurgis konnte sich nicht vorstellen, auf welche Weise er ihm werde nützen können; er wußte nicht, daß ein Mann wie er — auf den man sich verlassen konnte, weil er fest zu demjenigen halten würde, der freundlich gegen ihn war — unter Verbrechern ein ebenso seltener Vogel war wie unter anderen Menschenklassen.

Die Adresse, die Jurgis besaß, lautete auf eine Dachkammer im Ghettobezirk, die Wohnung einer hübschen kleinen Französin, Duanes Maitresse, die den ganzen Tag für Geld nähte und sich außerdem durch Prostitution Geld verdiente. Er war anderswo hingegangen, wie sie Jurgis mitteilte, — er wagte sich dort nicht mehr aufzuhalten, wegen der Polizei. Die neue Adresse war eine im Keller gelegene Diebeshöhle, deren Wirt erklärte, daß er niemals von Jack Duane gehört habe; aber nachdem er Jurgis gründlich ausgefragt hatte, zeigte er ihm eine Hintertreppe, die zu einem dicht hinter einem Leihhaus wohnenden Fehler führte, und dieser nannte ihm mehrere Lokale, in denen Duane sich versteckt hielt.

Duane war erfreut, ihn zu sehen; er besaß keinen Pfennig Geld, wie er ihm sagte, und hatte darauf gewartet, daß Jurgis kommen und ihm dazu verhelfen werde, sich welches zu verschaffen. Er setzte ihm seinen Plan auseinander und verbrachte den ganzen Tag damit, seinem Freund allerlei aus dem Verbrecherleben der Großstadt zu erzählen und ihm zu erklären, wie er sich in dieser Verbrechermwelt sein Brot verdienen könne. Hier bei „Papa Hanson“ (wie der alte Fehler genannt wurde) konnte er sich in Frieden ausruhen, denn Papa Hanson war ein zuverlässiger Mann, — der würde ihm beistehen, so lange er zahlte und ließ einem die Stunde zuvor eine Warnung zukommen, wenn eine Polizeirazzia in Aussicht stand. Und Rosensteg, der Leihhausbesitzer, kaufte alles zum Drittel des Wertes und garantierte dafür, daß die Sachen vor einem Jahre nicht ans Licht kamen.

Sie aßen zusammen zu Abend; und dann begaben sie sich etwa um 11 Uhr nachts durch eine Hintertür auf die Straße hinaus; Duane mit einer Art Schleuder bewaffnet, — einem kurzen Strick, an dessen beiden Enden je eine schwere Metallkugel befestigt war. Sie kamen in eine Gegend, die aus eleganten Wohnhäusern bestand, und er kletterte an einer Laterne empor und drehte sie aus; und dann versteckten sich die beiden in einem Kellereingang und hielten den Atem an.

Nach einiger Zeit nahte der schwere Tritt eines Polizisten, und sie verhielten sich völlig regungslos, bis er verschwunden war. Obwohl sie halb erstarrt waren, blieben sie doch noch eine volle Viertelstunde in ihrem Versteck, — und dann nahen wieder Schritte, und diesmal ging der Betreffende rasch und leicht. Sobald der Mann vorüber war, erhoben sie sich. Duane schlich lautlos wie ein Schatten davon, und gleich darauf vernahm Jurgis einen dumpfen Schlag und einen halberstickten Schrei. Er besand sich nur wenige Schritte dahinter und sprang vorwärts, um dem Manne den Mund zuzuhalten, während Duane ihn, wie verabredet, fest an den Armen gepackt hielt. Aber der Mann war schwach und verriet eine Neigung zum Umfallen, und so brauchte Jurgis ihn nur am Argen hochzuhalten, während der andere mit flinken Fingern seine Taschen absuchte und den Inhalt in die eigenen Taschen hinüberbeförderte. Schließlich besüßte er noch den Schlips

und die Finger des Mannes und flüsterte: „Es ist gut!“ worauf sie ihn zu der Kellertreppe hinschleppten und die Stufen hinabwarfen. Dann entfernten sie sich schnellen Schrittes nach entgegengesetzten Richtungen.

Duane kam zuerst nach Hause und war, als Jurgis eintraf, schon mit Untersuchung der Beute beschäftigt. Da war erstens eine goldene Uhr mit Kette und Medaillon, außerdem ein silberner Bleistift, eine Streichholzschachtel, eine Handvoll lofen Geldes und eine Geldtasche. Diese letztere öffnete Duane in fieberhafter Hast, — sie enthielt Briefe und Schecks und schließlich in einem Fach ein Bündel Banknoten. Er zählte sie: es waren ein Zwanziger, fünf Zehner, vier Fünfer und drei Einer. Duane atmete tief auf: „Dann ist uns geholfen!“ sagte er.

Nach nochmaliger Untersuchung wurde die Geldtasche mit ihrem ganzen Inhalt, bis auf die Banknoten, verbrannt. Dann ging Duane mit der Uhr und den anderen Wertsachen hinunter und kehrte mit sechzehn Dollar zurück. Sie teilten sich in den Raub, und Jurgis erhielt seinen Anteil: fünfundfünfzig Dollar und etwas Kleingeld. Er erklärte, daß es zuviel sei; aber der andere hatte beschloffen, daß alles in gleiche Teile gehen sollte. Das sei ein guter Coup gewesen, sagte Duane, besser als der Durchschnitt. Als sie morgens aufstanden, wurde Jurgis ausgesandt, um eine Zeitung zu kaufen; es gehörte zu den Freuden des Verbrecherlebens, seine Taten nachher beschrieben zu lesen.

Die Zeitung enthielt einen spaltenlangen Bericht über den Raubanfall; es sei augenscheinlich, daß eine ganze Bande in der Gegend tätig sei, sagte der Reporter, denn dies sei der dritte Fall innerhalb einer Woche, und die Polizei scheine machtlos zu sein. Das Opfer war ein Versicherungsbeamter. Seine Wäsche war zufällig mit seinem vollen Namen gezeichnet gewesen, sonst würde er wohl noch nicht identifiziert worden sein. Der Verbrecher hatte sehr heftig zuge schlagen, und der Agent hatte eine Gehirnerschütterung davongetragen; außerdem war er halb erfroren gewesen, als er gefunden wurde, so daß er vermutlich drei Finger einbüßen werde. Da dies Jurgis' erste Erfahrung war, so verursachte sie ihm einige Gewissensnöte; aber sein Gefährte lachte darüber, — das gehörte nun einmal zum Spiel und war nicht zu ändern. „Es handelt sich nur darum, ob wir es sind oder der andere Kerl,“ sagte er, „und da sage ich doch: lieber der andere.“

Duane hatte Jurgis bereits auseinandergesetzt, daß ein Mann, der ihr Handwerk betriebe, sobald er bekannt werde, unaufhörlich arbeiten müßte, um nicht der Polizei in die Hände zu fallen. Daher sei es ratsam, daß Jurgis sich versteckt halte und sich nie mit seinem Freunde in der Öffentlichkeit sehen lasse. Duane, der irgend etwas auf eigene Hand unternommen und mit der Polizei Waffenstillstand geschlossen hatte, brachte seine kleine Marie, die französische Näherin, herbei und ließ Jurgis an ihrer Gunst teilnehmen; aber selbst das befriedigte diesen auf die Länge nicht, und schließlich mußte Duane Jurgis mit in die Schänken und „Sportlokale“ nehmen, wo die großen Diebe und Straßenräuber verkehrten.

So tat Jurgis denn einen Einblick in die erstklassige Verbrechermwelt von Chicago. Da die Stadt sich in Wirklichkeit in den Händen einer Oligarchie von Geschäftsleuten befand, dem Namen nach aber vom Volke regiert wurde, so war ein ganzes Heer von Vermittlern erforderlich, um diese Machtübertragung ins Werk zu setzen. Zweimal jährlich, im Herbst und Frühling, wurden bei den Wahlen Millionen von Dollars von diesen Vermittlern verteilt, die aus den Taschen der Geschäftsleute flossen; dann wurden Versammlungen angesetzt und geschickte Redner gemietet, dann gab es Musik und Feuerwerke, dann wurden Geld und Getränke in Hülsen und Fässer verteilt und Zehntausende von Wahlstimmen mit barem Gelde erkaufte. Und diese Heerscharen von Vermittlern nutzten natürlich das ganze Jahr hindurch erhalten werden. Die Führer und Organistoren wurden von den Geschäftsleuten direkt unterhalten, — Stadtverordnete und Abgeordnete mittels Bestechung, Parteibeamte aus den Wahlfonds, Agenten und Korporationsadvokaten in Form von Gehältern, Diebstahls durch Erteilung von Aufträgen, Führer von Gewerkschaften durch Subsidien und Zeitungsbesitzer und Redakteure durch Annoncen. Die große Masse dieser Leute wurde jedoch entweder der Stadt aufgebürdet oder lebte direkt von der Bevölkerung selbst. Da gab es die Polizeibehörden und die Feuer- und Wasserbehörden und die unzähligen Posten, vom geringsten Bauernjungen bis zum Haupt einer städtischen Behörde hinauf; und für die Horde, die darin kein Unterkommen fand, blieb dann immer noch die Welt des Lasters und Ver-

brechens, — ihnen stand es frei, zu verführen, zu schwindeln, zu plündern und zu rauben. Das Gesetz unterlagte für den Sonntag das Trinken und dieser Umstand hatte die Wirte den Händen der Polizei überliefert und ein Bündnis zwischen ihnen zur Notwendigkeit gemacht. Das Gesetz verbot die Prostitution, und dadurch waren die „Madames“ in die Komposition hineingezogen worden. Ebenso stand es mit den Spielhöllen- und Billardsaalbesitzern und auch mit jedem anderen Mann oder Weib, die irgend einem unerlaubten Verdienst nachgingen und bereit waren, dafür zu zahlen. Der Bauernfänger und Straßenräuber, der Taschen- und Gelegenheitsdieb, der Fehler, der Verkäufer von verfälschter Milch, von verrottetem Obst und faulem Fleisch, der Besitzer gesundheitschädlicher Mietwohnungen, der Quacksalber und Bucherer, der Bettler und der „Kollwagenkriüppel“, der Preisringer und der berufsmäßige Faulenzer, der Rennplatz-„Schlepper“, der Zuhälter, der Mädchenagent und der Mädchenverführer vom Fach. All diese Beförderer der Korruption hatten sich zusammengeschart und waren eine Blutsbrüderschaft mit den Politikern und Polizeibeamten eingegangen; sehr oft waren sie ein und dieselbe Person — der Polizeioffizier war Eigentümer des Bordells, das er zu revidieren vorgab, und der Politiker schlug sein Hauptquartier in seinem eigenen Bierhaus auf. An Wahltagen vereinigten sich alle diese Mächte des Lasters und Verbrechens zu einer einzigen großen Macht; sie konnten bis zu einem Prozent hinauf genau voraussagen, wie der Distrikt wählen würde, und sie konnten die Stimmen jeden Augenblick beeinflussen oder verschieben.

(Fortsetzung folgt.)

## Unser Deutsch.

So nennt sich ein einfach und klar geschriebenes Büchlein von 160 Seiten, das vor kurzem bei Quelle u. Meyer in Leipzig erschienen ist. (Preis 1 M.) Geschrieben ist es von Professor Friedrich Kluge, einem Manne, der sich bereits früher auf dem Gebiete der deutschen Sprachwissenschaft durch eine Reihe tüchtiger gelehrter Werke bekannt gemacht hat. Er beherrscht also seinen Gegenstand, und daher können wir ihm mit Vertrauen folgen, wenn er es unternimmt, sich mit einer Schrift an die breite Masse des Volkes zu wenden.

Wer liebt seine Muttersprache nicht? Ist sie es doch, in der die Mutter zu einem jeden von uns, als er noch hilflos war, mit liebevollen Worten gesprochen hat. Und jetzt, wo wir nicht mehr hilflos sind, müssen wir sie alle jeden Tag gebrauchen, um unsere Gedanken angemessen auszudrücken. Und wer will seine Gedanken nicht angemessen ausdrücken, besonders, wenn er etwas zu sagen hat? Und wir Sozialdemokraten haben der Welt noch viel mehr zu sagen, als wir ihr schon zu ihrem großen Leidwesen gesagt haben.

Es gab eine Zeit, und das war um 1500 herum, als fast alle Bücher im wesentlichen in der Mundart der Landschaften, wo sie erschienen, geschrieben wurden: erschien ein Buch in Norddeutschland, war es in plattdeutscher Sprache, erschien es in der Schweiz, war es in schweizerischer Mundart abgefaßt. Das geschieht heute nicht mehr, sondern alle Bücher, die sich an die Allgemeinheit wenden, gebrauchen die hochdeutsche Schriftsprache. Wie das möglich geworden ist, legt Friedrich Kluge in dem vierten Abschnitte seines Buches dar, indem er dabei von den politischen Verhältnissen absieht und die inneren, rein sprachlichen Voraussetzungen und Ausgleich, die die Entstehung unseres Einheitsdeutsch erschwert oder erleichtert, oder überhaupt erst ermöglicht haben, die inneren Bedingungen der Loslösung unserer Schriftsprache aus unseren Mundarten eingehend berücksichtigt. Wenn die hochdeutsche Schriftsprache jetzt von jedem, wo er auch in den weiten deutschen Landen geboren sein mag, verstanden wird, so ist es von selbst klar, daß es keine Kunstsprache sein kann, daß sie nicht in einem Treibhause gezüchtet worden ist, sondern daß sie im Boden der Volkssprache und der Volksmundarten der Landschaften, zwischen denen sie vermitteln will, ihre Wurzeln hat.

In welchem Umfange knüpft denn nun die Schriftsprache an die Dialekte an, und worin besteht ihre Eigentümlichkeit? In der Entwicklung unserer heutigen Gemeinsprache sind drei Stufen zu unterscheiden: zuerst handelt es sich um den Ausgleich des Wortmaterials, also um den eigentlichen Körper der Sprache, dann um die grammatische Einigung und schließlich um den Ausgleich in der Aussprache. Schon Goethe verlangt im Jahre 1803 in seinen Regeln für Schauspieler Reinheit und Korrektheit der Aussprache, und im Laufe der Zeit haben sich diese Bestrebungen, eine einheitliche Aussprache zu schaffen, bedeutend verallgemeinert. Hierauf können wir heute an dieser Stelle nicht näher eingehen, da man schließlich ohne eine übereinstimmende Aussprache auskommt.

Wichtiger ist der allmähliche Ausgleich in den äußeren Formen der Sprache, wie er sich in dem Zeitraum von der Reformation bis auf Lessing vollzogen hat. Wie das zu verstehen ist, macht Kluge

an einem interessanten Beispiel deutlich. In Oberdeutschland zieht man kurze Formen vor, man sagt: die Sünd, die Kron, die Seel usw. Die heutigen Formen Sünde, Krone, Seele usw. kamen seit der Reformation aus den mitteldeutschen Dialekten in die Höhe, wurden aber in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Oberdeutschland als protestantisch abgelehnt. Merkwürdigerweise war es ein Jesuit, der gelehrte Ignaz Weitenauer, der in seiner deutschen Sprachlehre mit großer Entschiedenheit für das unglückliche eintrat. Später taten das auch noch andere Jesuiten in anderen Fragen. Denn die Glaubenslehre habe mit dem e und anderen grammatischen Sachen nichts zu tun.

Wenn auch die Prosa und Gemeinsprache nicht ernsthaft darunter leiden, wenn die Form der Wörter nicht immer dieselbe ist, so ist es anders mit der gebundenen Rede, der Verknüpfung. Reim, Rhythmus und Versbau verlangen geradezu den starren Regelzwang für die Gemeinsprache.

Durchwandern wir die deutschen Gauen, so treffen wir fast in jeder Mundart für eine und dieselbe Sache eine andere, oft uns unverständliche Bezeichnung an. Es wäre nicht schwer, für das Wort Schmetterling noch ein Duzend andere Namen aufzutreiben, z. B. Buttervogel, Sommervogel, Maienvogel, Müllermaier usw. Ja, noch ebensoviele, die außer in gelehrten Werken noch niemals gedruckt worden sind, z. B. Flörlor (= Flatterlappen), Flatterhans, Raupenscheißer usw. Ebenso geht es anderen Tieren und Gegenständen: es gibt für sie unzählige Synonyme (= ähnliche Bezeichnungen für ein und dieselbe Sache). Demgegenüber gibt es wiederum unzählige Wörter, die weder in der Dialekten noch in der Schriftsprache je ernsthafte Mitbewerber gehabt haben. Solche Wörter sind: Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester, Auge, Ohr, Wolle, Seide, Hut, Schuh, Esel, Affe, Fisch, Fleisch, Milch, Ei, Silber, Gold, Essig, Salz. Für diese Wörter finden sich keine Nebenbuhler. Wären alle Wörter so frei von Synonymen geblieben, dann würde der Unterschied zwischen der Schriftsprache und der Mundart viel geringer sein, und die Schriftsprache hätte sich viel leichter aus den Mundarten erheben können. Wir sehen also an den genannten Wörtern, daß die Schriftsprache an einen vorhandenen festen Bestand anknüpft, der von jeher die verschiedenen Mundarten einheitlich zusammengehalten hat. Aber nicht nur die einfachsten Grundbedingungen der menschlichen Gesellschaft, wie die Lebensnotdurft, die Familie, führen zu einheitlichen Benennungen, sondern auf das öffentliche Verkehrsleben in Handel und Wandel, die bürgerliche Gesellschaft mit ihren staatlichen und religiösen Einrichtungen ist ein erklärter Segner abweichender Bezeichnungen für ein und denselben Gegenstand.

Indem sich nun die Schriftsprache solche allgemein gültigen Wörter, wozu auch noch die Zahlwörter gehören, aneignete, offenbart sie sich als die Fortsetzung einer uralten Verkehrsprache, und in dieser Richtung gleicht sie die bestehenden mundartlichen Gegensätze im Wortmaterial aus.

„Was kirchlicher und staatlicher Regelung verfallt, dafür wird eine einheitliche Formel nötig. Man erinnere sich, daß Karl der Große vergebens nach einer Regelung der mundartlichen Monatsnamen strebte! Erst ganz allmählich sind die heutigen einheitlichen Bezeichnungen durchgedrungen. Auch für die Namen der Wochentage gibt es einige dialektische Spielarten, und da stellt sich heraus, daß die Tage, welche vom weltlichen und kirchlichen Regimente geschützt sind, Sonntag und Freitag, niemals irgend eine Spur einer synonymen Benennung gehabt haben. Aber gleichzeitig können wir feststellen, daß auch die für die übrigen Wochentage bestehenden Synonyme nicht vor den Ausgleichsbestrebungen der Verkehrs- und Schriftsprache haben standhalten können. . . . Fast alle diese Synonyme finden wir in den Druckschriften des 16. Jahrhunderts, ehe der legitime Ausgleich durch die kaiserlichen Kanzleien, die Buchdruckerkunst und die Reformation die Dialektwörter zurüdrängte.“

Je weiter nun ein Begriff oder eine Begriffsgruppe von dem Bereich jener großen Mächte des gesellschaftlichen Lebens, der Kirche, dem Staat, dem Verkehr in Handel und Wandel, entfernt ist, wie z. B. die Begriffe der kindlichen Sprache, desto mehr Bezeichnungen für ein und dieselbe Sache sind in ihr anzutreffen. Wir sehen das an dem Worte Murmel, Apfelgehäuse und an dem vorhin genannten Schmetterling, wofür es unzählige Bezeichnungen im Kindesmunde gibt. Diese Begriffe sehen der Einordnung in die Schriftsprache den größten Widerstand entgegen. Von den vielen Namen des Schmetterlings streiten sich beim Beginn des Buchdrucks vielleicht sechs um den Vorrang, bis allmählich um 1750 herum die jegliche Bezeichnung die Oberhand gewinnt.

Das Endergebnis dieser kurzen Darlegung ist also: nur was dem größeren Verkehr und dem allgemeinen Interesse dient, erhält in der Gemeinsprache eine allgemein gültige Formel, das andere, dem Sonderinteresse dienende, verbleibt in der Mundart.

Gehen wir nun vom Verkehrsleben, dem Leben in Staat und Kirche zu den höheren Gebieten der Kunst und Wissenschaft über, so sehen wir, daß hier die Mundarten gänzlich versagen. Wie hilft sich nun in diesem Falle die Schriftsprache?

Weil die Mundart aus einer viel älteren Zeit stammt, ist es nicht verwunderlich, daß in ihr die Wurzeltwörter überwiegen. Die Schriftsprache — ein Erzeugnis der neuen Zeit — macht von der Neubildung der Wörter durch Zusammenfügung und Ableitung uneingeschränkt Gebrauch. Als ein geradezu klassisches Beispiel führt Kluge das Lutherische Schwäher, Schwieger,

Eidam, Sämr an, die durch die jetzt allgemein üblichen Schwiegerbater, Schwiegermutter, Schwiegerjohn und Schwiegertochter ersetzt werden. Wie künstlich und unnatürlich sehen diese Wörter aus! Aber gerade darin liegt die Stärke unserer Schriftsprache: mit der gestaltenden inneren Sprachform besiegt sie das rohe Material und schafft sich damit eine Lebenskraft, mit der sie jedem Kulturfortschritt auch neue Wörter liefern kann. Es ist klar, daß sie infolge eines solchen Verfahrens auch weniger Anforderungen an das ohnehin schwer belastete Gedächtnis stellt.

Für die Bereicherung des schriftsprachlichen Wortschatzes kommen die größeren Städte um so mehr in Betracht, mit anderen Worten: um so sicherer führen sie Wörter aus dem Bereich ihrer Mundart der Schriftsprache zu, je mehr Bedeutung sie für den Verkehr und die Literatur besitzen.

Von den Landschaften hat vor allen Dingen die Schweiz, die, wie die Niederlande Gefahr lief, eine selbständige Schriftsprache entwickeln zu wollen, nicht nur unseren heutigen Wortschatz in hohem Grade bereichert, sondern hat unserer Sprache auch manche syntaktische Züge gegeben.

Die Aufforderungen des „gehen wir, tun wir das!“ wurden im vorigen Jahrhundert noch nicht allgemein verstanden, sondern waren rein schweizerisch; ebenso: „das tuend, ging er von dannen“, also die Partizipialfügung, haben von der Schweiz aus besonders durch die schöne Literatur bei uns Eingang gefunden. Dem Wortschatz der schweizerischen Mundart verdanken wir Wörter wie: tagen, anstellig, geistvoll, kernhaft, Unbill, Föhn, Gleischer, Firnen und das schöne Wort Heimweh.

Die übrigen Abschnitte des Kluge'schen Büchleins behandeln besonders den Einfluß des Christentums auf die deutsche Sprache — und den Anteil, den die Verusssprachen, wie die Studenten- und Maidmanns Sprache, und die Geheimsprachen, wie das Kottwelsch und die Kunden Sprache mit ihrem Wortschatz an der Bildung unseres hochdeutschen Wortmaterials gehabt haben. Der Inhalt dieser Abschnitte ist so reich und interessant, daß ich jedem eindringlichst empfehle, sich näher damit bekannt zu machen, denn sein Wissen von seiner Sprache wird dadurch ungemein bereichert und damit seine Bildung um ein beträchtliches gehoben.

Zum Schlusse verweise ich noch besonders auf die Kapitel von der Sprachreinheit und Sprachreinigung, in denen diese wichtige Frage mit dem Weitblick und dem Ueberblick eines tüchtigen Gelehrten ohne alle Engberzigkeit behandelt wird. Im allgemeinen ist Kluge der Ansicht, daß die Fremdwörter mit Unrecht aus dem Grimm'schen Wörterbuch verbannt worden sind, und daß die Sprache nach wie vor Wörter, die ihr lautgerecht erscheinen, zu ihrem Vorteil einverleibe, daß Wörter aber, die das nicht tun, wie früher allmählich wieder abgestoßen werden. Für die deutsche Sprache liege gar keine Gefahr vor, ihren Charakter etwa in der Weise aufzugeben, wie das Englische, das ja zur reinen Mischsprache geworden sei.

Am Ende des Büchleins empfiehlt der verdiente Verfasser eine Reichsanstalt für die deutsche Sprache zu gründen, in der die mannigfachen Aufgaben der Sprachforschung, die die Kraft eines einzelnen übersteigen, von den Kräften vieler und von der Mitarbeit der Allgemeinheit gelöst werden könnten. Diesen Wünschen gegenüber möchte ich aber darauf aufmerksam machen, daß die überwiegende Masse des deutschen Sprachgelehrten im Rahmen der klassischen Philologie steht, und sein Einfluß immer noch die öffentlichen Lehranstalten, und damit ihre Schüler, die späteren nachgebenden Beamten bis zu den „lichtesten Höhen“ hinaus beherrscht, so daß es gar nicht verwunderlich ist, wenn vier bis fünf Akademien sich zusammenschließen, um den lateinischen Wortschatz bei Teubner herauszugeben, der Staat aber für die deutsche Sprache is jetzt nichts übrig hat.

Ernst Brede.

## Kleines feuilletton.

**Das Luxusbett.** Der Gebrauch der Betten verbreitet sich in Rußland erst mit den Eisenbahnen, in einigen Gubernements sind sie heute noch ein Luxusgegenstand, der dem Reisenden nicht immer zu Gebote steht. Als Keroh-Beautien, dem wir durch sein großes Werk über „Das Reich des Jaren und die Russen“ vielfach eine bessere Kenntnis dieses Riesensandes und seiner Bewohner verdanken, in den Jahren 1872 bis 1880 Rußland bereiste, konnte er sich bisweilen nur mit Mühe ein Bett für die Nachtruhe verschaffen und setzte manchen Gastwirt in großes Erstaunen, wenn er mit einem Diwan nicht zufrieden war. Anders die Russen. Charakteristisch dafür ist eine höchst komische Geschichte, die der Engländer Herbert Barry in seinem Buche über Rußland erzählt. Ein russischer Kaufmann zeigte einem englischen Ingenieur sein Schlafgemach und sein reich geschmücktes Bett mit einem noch reicheren Spitzenüberzug und sagte hierbei mit schelmischem Lächeln: „Das Bett hat mich ein holländisches Geld gekostet, aber — sehen Sie, ich schlafe nicht darin, ich schlafe darunter!“

Solche schnurrigen Klänge gibt es heute noch; namentlich der reich gewordene Händler, der in den modernen Luxus vernarrt ist,

neigt oft zu allerlei Seltsamkeiten. Er versteht nicht, sich in den ungewohnten Luxus zu finden und umgibt sich mit Möbeln und Tand, ohne den Gebrauch davon zu kennen, und fühlt sich in seinem Hause und in den modernen Kleidern niemals wohl. Aus Liebe zum Luxus, oft aber auch aus Berechnung — um seinen Kredit zu erhöhen — entwickelt der russische Kaufmann sehr häufig eine Freude am Außerlichen, am Schein und Prunk, die selbst in Rußland, wo diese Neigung allgemein ist, in anderen Klassen doch nicht in solchem Maße vorkommt. Wie den oben erwähnten Kaufmann, so gibt es Nabobs der Provinzstädte, die eine Reihe von Zimmern haben, die sie nicht bewohnen, prunkende Salons, die sie nur Fremden öffnen, Tafelgeschirr, von dem sie nicht essen, und Betten, neben denen sie nach alter russischer Weise auf Teppichen oder Diwanen schlafen.

## Literarisches.

**Was ist die Natur?** Von Wilhelm Bölsche. (Verlag Georg Vondri, Berlin. Preis 1,50 M.) Noch immer blidt den Forschenden die Natur mit ihren unergründlichen Sphingaugen geheimnisvoll an. Zwar hat die moderne Naturwissenschaft Rätsel auf Rätsel gelöst, hat die Schöpfungsgeschichte längst lächelnd zum alten Eisen gelegt und ist tiefer und tiefer gedrungen; aber ein Rest ist geblieben. Auch vor Oedipus Bölsche stürzt die Sphinx nicht vom Felsen; auch in seiner Lösung geht das Rätsel nicht restlos auf. Aber es ist ein Versuch, mit dem bekannt zu werden sich lohnt. Der Autor kennzeichnet zunächst die hohe Bedeutung der von ihm aufgeworfenen Frage und geht dann dazu über, die Naturauffassung der verschiedenen Völker, Zeiten und Individuen zu schildern. An die ältesten Vorstellungen der Babylonier anknüpfend, zeichnet er eine Entwicklungslinie bis herauf zu Darwin. Ganz allmählich werden wir bekannt mit der Deutung, die der Autor selber dem Wesen der Natur gibt. Sie gipfelt in der Erkenntnis, daß das Naturgeschehen ein von tiefer Logik erfüllter, urewiger Ordnungsprozess sei, ein ununterbrochener Aufstieg vom mehr Chaotischen zum Kosmischen, zum Harmonischen. Er stellt den Menschen mit all seinen Bestrebungen und Idealen mitten hinein in das große Werden und sieht auch in der emporstrebenden Kultur ein dem Naturwesen immanentes Geschehen. — Ich zweifle, daß die pedantischen Berüden eine Freude an diesem Büchlein haben werden. Bölsche ist viel zu sehr Poet und Künstler und gar nicht „zünftig“. Wohl aber wird der Laie die bilderreiche und farbenprächtige Sprache mit Andacht genießen und teilnehmen an dem zukunfts-freudigen Optimismus, der auch dies neueste Werkchen des Friedrichshagener Denkers und Dichters durchflingt. — e. p.

## Notizen.

— Die Zensur in München. „Eine Marotte“, ein Lustspiel von Paul Bliz, das bereits in Leipzig und sonstwo mißbeheißigt aufgeführt wurde, darf in der Hauptstadt nicht gespielt werden. Gründe sind nicht vorhanden. Wozu braucht auch die Zensur Gründe?

— Das unter der Leitung Antoin'es stehende Pariser Odeon hat Shakespeares „Julius Caesar“ in einer glanzvollen Inszenierung mit ungeheurem Beifall zum ersten Male aufgeführt. Für die französische Bühne ist diese Aufführung ein großes Ereignis. Denn der Geschmack des französischen Publikums hat sich lange gegen die Zulassung der Shakespeareschen Werke in ihrer Originalfassung gewehrt. Vestenfalls ließ man „Bearbeitungen“ zu, aus denen der Geist des Dichters gründlich hinausgetrieben worden war. In den letzten Jahren sind indes Versuche, den wirklichen Shakespeare dem französischen Publikum vorzuführen, mit Erfolg unternommen. Antoine selbst war es, der auf seinem Theater auf dem Boulevard de Strasbourg den „Lear“ in der Urgehalt aufführte. Zur Leitung des zweiten nationalen Schauspielhauses berufen, nahm er sofort einen alten Plan auf, dessen Ausführung auf der allzu engen Bühne seines eigenen Theaters unmöglich war. Die sorgfältig vorbereitete Aufführung war ein Triumph.

— Frauen auf Forschungsreisen. Frau M. Selenka die Witwe des Prof. Selenka, will die Arbeiten des holländischen Arztes Dubois, der Reste eines Mittelgliedes zwischen Mensch und Affen fand, in Java mit Unterstützung der holländischen Regierung und der Jubelstiftung der Stadt Berlin fortsetzen. — Eine Nordpolfahrt mit Eskimos bereitet Frau E. Dughman in Alaska vor.

Die erste italienische Journalistenschule. Auch Italien hat nunmehr seine Journalistenschule, die durch private Initiative in Neapel vom Circolo di Cultura ins Leben gerufen worden ist. Die folgenden Unterrichtsfächer werden im ersten Jahre behandelt werden: Allgemeine Soziologie, Gesetzgebung über die Presse, soziale Gesetzgebung, Volkswirtschaft, Statistik und Demographie, politische Geschichte der Gegenwart, Geschichte der Diplomatie und der Verträge, Geschichte und Technik des Journalismus, Sozialgeographie, praktische journalistische Übungen, soziologische Unterhaltungen über aktuelle soziologische Enqueten. Unter den Dozenten befinden sich drei Parteigenossen: Labriola, Lucci und Rieeforo. Die Kurse haben am 1. Dezember begonnen.